

Der Kautschuk

Von F. R. Chiffard - Hamburg.

Die tropische Morgenluft, die sich ihr, von kühler Hand in Reih und Glied gepflanzt, schlank und rank entgegenstreckt. Sie spielt in glühendem Licht über die braunen Leiber der Eingeborenen, die geschäftig von Stamm zu Stamm eilen, um das Blut der Bäume, das sich über Nacht in kleinen Gefäßen gesammelt hat, einzusammeln. Um aber an den Saft zu gelangen, werden die Bäume — allerdings erst mit 7 Jahren, denn erst dann sind sie zapfreif und liefern eine gute, reine Gummimilch, — angeschnitten, und zwar mit zwei mächtig breiten Schnitten, die im spitzen Winkel zusammenlaufen, um sich in einem geraden Fortsetzen, den ganzen Stamm herunterzuführen. Die gemessene Gummimilch wird dann gelbst, d. h. die überflüssige Feuchtigkeit wird ihr entzogen; der zurückbleibende Brei wird zu großen Klumpen geformt, die dann über offenem Feuer getrocknet werden.

Volltend und kochend stürzen die Gummiklumpen auf Glühkohlen vom Kautschuk, das den Gummi direkt aus dem Bauche des Ozeanriesen geholt hat, in den tiefen Keller. Geschäftige Hände befreien den Gummiblock von seiner Umhüllung um ihn dem Kautschuk zu übergeben. Müde gemacht und von allem Schmutz befreit, wird der Gummi durch Walzen gepreßt und dabei dauernd mit warmem Wasser bestrahlt. Zu dünnen Zellen gemalt und wie Würfel eingeklopft, ruht der Gummi nun endlich in warmem Trocknungsraum von seinen Strapazen aus.

Viele Walzungen, viele Mischungen, die tiefes Geheimnis der Chemiker sind, lassen uns endlich den gänzlich veränderten Gummi unter geschickten Arbeiterhänden wiederfinden. Einmal formt man ihn, indem man dünne Platten aneinanderlegt, zu Wärmeplatten, Eisbeuteln und Sticks, zum Wohle der Kranken. Andermal nimmt man vier gleichmäßig geschnittene Sticks in Blattform, klebt sie aneinander und legt sie in Formen, die aussehen wie die in denen die Hausfrau Törtchen bäckt, nur doppelt genommen, schiebt diese Formen in Geiße und läßt den Gummi gar werden; heraus kommt der Ball, wenn auch noch nicht in der ganz runden Form; gepulvt, aufgebunden und bemalt bildet er das Ergötzen der Kinderwelt. Die Gummipuppen gehen einen ähnlichen Weg. Wieder ein anderes Mal gibt man dem Gummi schon beim Mischen bunten Farbstoff bei, aus dem dann sein gemaltener Platten schneidet und bemalt man Krokodile, Seehunde, Fische und ähnliche Vertreter des nassen Elementes, zur gleichmäßigen Freude für jung und alt. Damit der Selbstmord auf Aneus fahren kann, muß der Gummi sich reden und strecken, in großen Formen, die schon ein getreutes Bild des Reifens geben, sich härten lassen. Damit das zarte Geschlecht in seinen dünnen Schuhen bei Schläckewetter keine nassen Füße bekommt, wird der Gummi auf Stoff genalzt und gepreßt, um dann auf Aluminiumleisten in fließender Arbeit zu schön geschwungenen Schuhen in moderner Form verarbeitet zu werden. Damit im heißen Sommer das Gras und die Blumen, die Freude unserer freien Stunden, nicht vertrocknen, tritt schnell der Gummischlauch in Tätigkeit; zu diesem Zweck wurde der Gummi auf lange Eisenstangen gewickelt, mit Stoffschichten untermischt, und unter Dampfdruck geheizt. Raum hörbar gleitet unser Fuß auf den großen Ueberseern durch prunkvolle Räume, Gummiteppiche, in bunten Farben und anmutigen Ornamenten, bedecken den Boden. Damit endlich tief unten, im Bauche des Schiffes, kein Unglück passiert, sind die Kessel mit Gummi, der mit Abfett untermischt ist, abgedichtet.

Nun ist nicht alles, was aus den Händen der Arbeiter hervorgeht. Qualitätsware. Es ist heiß in den Arbeitsräumen, der Arbeiter schöpft frische Luft, geht zum Kaffee-Eimer und laßt sich erfrischen in der Uhr, der Dampf wird zu spät abgeleitet, der Gummi kommt hart und brüchig aus der Form und wandert in den Abfall. Der Chemiker tritt sich in der Mischung. Neues wird ausprobiert, man kennt sich noch nicht aus, „undbrauchbar“ ist das Resultat, also in den Abfall. Aber nichts kommt um, der ganze Abfall wird von den Stoffen und ähnlichen Aggregaten befreit und wandert wieder in große Kessel. Er wird gemischt, mit Chemikalien untermischt, geklärt und getrocknet, um dann als Regenerat den einzelnen Mischungen beigegeben zu werden. Denn nicht in jedem Fall wird reiner Gummi verarbeitet, das wäre unrationell hinsichtlich der Preise, es ist auch gar nicht immer erforderlich.

Wer würde in den großen Abfallagern, in den abgenutzten Pneus, zerrissenen Reifen, heruntergewirtschafteten Schläuchen die einstmalig glänzenden Gummifelle wiedererkennen. Genau wie alles andere kennt der Gummi ein Sterben, hat aber doch schon manchen Dienst geleistet, bevor er vergeht.

Die erste Meerschamupsche

In der ungarischen Hauptstadt Pest lebte 1723 ein Schuhmacher namens Karol Kovates, dessen Geschicklichkeit im Schnitzen von Holz und anderen Stoffen ihn in Verbindung mit dem Grafen Andrássy brachte, dessen Günstling er wurde. Bei seiner Rückkehr von einer Mission in die Türkei brachte der Graf ein Stück weißen Tons mit, das man ihm des leichtesten spezifischen Gewichtes wegen als Kuriosität zum Geschenk gemacht hatte. Da es porös war, kam dem Schuhmacher der Gedanke, ob es sich nicht etwa gut für eine Pfeife eignen würde, da es ja das Nikotin aufsaugen würde. Er machte den Versuch und schnitzte eine Pfeife für sich und eine für den Grafen. Bei seiner Berufsaufgabe konnte er natürlich die Hände nicht sauber halten, und so kam manches Stückchen Schuttermasch in Verührung mit der Pfeife. Doch anstatt schmutzig zu werden, als Karol die Pfeife abwusch, zeigte der Ton überall einen klaren braunen Glanz, wo Wachs darin eingebracht war, statt des matten Weiß. Nachdem er die Ursache des Glanzes festgestellt, machte er die ganze Oberfläche und polierte sie. Als er sie nun rauchte, nahm sie eine wunderbare Farbe an, und es fiel ihm auf, wie mild die Pfeife nach dem Wachsen schmeckte. Als andere Aristokraten von den wunderbaren Eigenschaften dieses sonderbaren Tones hörten, ließen sie solchen in angemessenen Mengen zur Herstellung von Pfeifen kommen. Der natürliche Mangel an diesem geschätzten Material und die hohen Importkosten jener Zeit beschränkten ihren Gebrauch auf die reichsten Aristokraten, bis es um 1830 zu einem allgemeinen Handelsartikel wurde. — Die erste von Karol Kovates hergestellte Meerschamupsche befindet sich im Pesther Museum.

Am Ausguck

Rothschild und die Frankfurter.
In der letzten Märzwoche des Jahres 1848 ging es in Frankfurt am Main sehr aufgeregt zu. Im Volke garte es und man ging bereits dazu über, die Häuser der Reichen zu plündern. So drang auch eines Morgens ein Hausen Männer in das Haus Rothschilds, um den Millionär zu sprechen. Einer von ihnen trat als Sprecher auf. Der Sinn seiner Rede war: Die Reichen müßten nun ordentlich hergeben, sonst würde das Volk sie zwingen, mit ihnen zu teilen. Rothschild antwortete darauf: „Nun, da wollen wir gleich mit den Teilen anfangen. Herr Buchhalter,“ rief er, „legen Sie die Quittungsbogen hin.“ „Ich an die Leute wieder wendend, rief er: „Wieviel Vermögen glauben Sie wohl, daß ich habe?“ Der Sprecher erwiderte: „10 Millionen Gulden,“ und vermeinte damit etwas Ungeheures zu sagen. Rothschild bemerkte: „Wir wollen verdreifachen. Es ist zwar noch etwas weniger, was ich besitze, aber ich will eine runde Summe nennen. Wie viele Deutsche gibt es?“ — „Gegen dreißig Millionen“, sagte der Buchhalter. — „Nun, das macht auf jeden Deutschen also gerade einen Gulden,“ versetzte Rothschild. „Quittieren Sie, meine Herren, hier auf diesem Bogen den Empfang eines Guldens, so wird der Buchhalter einem jeden von Ihnen seinen Gulden geben.“ Die Leute sahen erst ganz verblüfft aus, dann nahm aber jeder von ihnen seinen Gulden und quittierte. „Ihr könnt auch draußen weiter sagen,“ meinte Rothschild, „daß jeder, der herein kommt und quittiert, seinen Gulden erhalten wird.“ Und so geschah es auch am selben Tage. Es fanden sich viele Guldenabnehmer ein, und am Abend brachten betrunkene Volkshäufen dem pfiffigen Rothschild ein Loch.

Eine gute Idee.

Fürst Metternich, dem der Johannisberg mit seinem herrlichen Wein gehörte, war ein leidenschaftlicher Autographensammler. Er besaß Handschriften von fast sämtlichen französischen Dichtern und berühmten Rednern, mit alleiniger Ausnahme des damals bekannten Akademikers Jules Janin. Er wandte sich mit der Bitte um Zusendung einiger eigenhändiger Zeilen an diesen. Der berühmte Feuilletonist zerbrach sich nicht lange den Kopf über die Abfassung eines trocknen Gedankens, sondern überlieferte dem Fürsten ein Blatt mit folgender profaßcher Ja-

hrschiff (in Uebersetzung): „Habe von Sefner Hoheit, dem Fürsten Metternich, hundert Flaschen Johannisberger erhalten. J. Janin.“ Metternich lachte und begabte den glücklichen Einfall Janins mit hundert Flaschen des berühmten Rheinweins.

Allerlei Wissenswertes.

Napoleon litt an der Zwangsvorstellung, an allen Gebäuden die Fenster zählen zu müssen. — Das deutsche Reich hat die Gänge stellt die ausgebildete Art dar, in der sich Tiere verhalten. — Die deutschen Meere sind mindestens 400 Quadratmeilen groß. — Als Friedrich Wilhelm III. sich seine Zähne in Ordnung bringen lassen wollte, mußte er zu diesem Zweck nach Paris fahren.

Kanarienvogel in Kohlenruben.

Mit der Beilegung des langwierigen Kohlenstreiks in England ist man sich drüber erst über den gesamten Umfang der hieraus der englischen Wirtschaft entstandenen Schäden und Verluste richtig klar geworden und versucht nun mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, die verlorenen Absatzgebiete Schritt für Schritt zurückzuerobern und die Grubenbetriebe selbst auf möglichst rationelle Grundlagen zu stellen. So haben beispielsweise einzelne Bergwerke in jüngster Zeit umfassende Maßnahmen getroffen, um künftig die zahlreichen Gasevergiftungen und sonstigen Unglücksfälle auf ein Mindestmaß zu beschränken. Beachtung verdient darunter eine interessante Neuerung. Das ist die Einführung von Kanarienvögeln in verschiedenen Schächten. Diese Vögel, die gegen Einfluß von Kohlendioxid empfinden, werden sehr empfindlich sind, werden dort als Gasposten verwandt. In kleinen Bauern werden die Vögel von den Steigern in die Gruben transportiert. Schon bei geringster Gasgefahr gleiten die Vögel sofort zu Boden und ermöglichen es somit den Arbeitern, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Ein Zulu-Diplomat.

Makuluma, der in Südafrika als „Erstminister der Zulus“ bekannt war, ist vor wenigen Wochen in Johannesburg gestorben. Makuluma war seit Jahrzehnten der erste Ratgeber der Zulus. Es wird sogar behauptet, daß er bereits im großen Zulu-Krieg König Cetshwayos' einflußreichster Berater gewesen ist. Auf alle Fälle hat er Freude und Leid Dinizulus, des Sohnes Cetshwayos, geteilt. Er befand sich mit Dinizulus in Johannesburg, als er einer Krankheit anheimfiel und starb.

Stolzes Herrschergefühl.

Einen besonders hervorstechenden Charakterzug von Nationalstolz und Herrscherwürde zeigte ein Khan der Tartarenstämme am Jenseits. Wenn er in seinem Festzelt sein aus Eisen, Silber und Gold bestehendes Dinner gehalten hatte, schickte er einen Herold hinaus, der mit lauter Stimme allen Fürsten und Herren dieser Erde verkündete, daß es nunmehr auch ihnen gestattet sei, ihr Mahl zu sich zu nehmen.

Immer noch das Bagno von Guyana.

Aus Suriname, dem holländischen Teil Guyanas, mehren sich wieder die Nachrichten über Verhaftung durch geschickte Invasoren des französischen Bagno. Kürzlich kamen vier, gleich auf der Siedlung Potrobo am Oberlauf des Grenzflusses Commewyne an, von denen drei vorzüglich Neger-Engländer sprachen. Wenige Tage später langte ein anderer in einem geborenen Kahn an. Er war erschöpft und machte einen Versuch, am holländischen Ufer zu landen, was jedoch von den Siedlern verhindert wurde. Die abenteuerliche Flucht führt über große Entfernungen durch Urwald, bis der Fluß erreicht ist. Die erwähnten vier Flüchtlinge hatten einen Siedler ein Boot gestohlen, das ihnen jedoch wieder abgenommen wurde. Um die unterbetenen Gäste los zu werden, gab ihnen der Pflanzler ein altes Boot, mit dem sie weiter den Fluß abwärts trieben. — Die Bevölkerung dieser so menschenleeren Gebiete empfindet Angst vor diesen Versteckern, unter denen sich die raffiniertesten Verbrecher befinden. Besonders Frauen und Kinder fürchten sie. Man erwartet, daß der Zustrom von Flüchtlingen noch zunehmen wird, da ihnen jetzt an vielen Stellen der Oberlauf des Grenzflusses die Landung nicht mehr gestattet wird. — Man sieht, trotz aller Reformvorschlüsse in Paris ist im französischen Bagno alles beim Alten geblieben. Wann wird in diesem „Pfefferland“ einmal gründliche Wenden geschaffen werden?

Verantwortlich: D. Semmelmann, Alena. Druck und Verlag: A. A. S. S. Alena.



Seimat und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4

Donnerstag, 27. Januar

1927

Das Bauopfer

Von Prof. Dr. R. Stübe.

In „Wallenstein's Lager“ erzählt der erste Jäger, wie Wallenstein als Student der Münchener Universität Altdorf einmal mit dem Kerker Bekanntschaft machte:

„s war just ein neugebautes Nest, Der erste Bewohner sollt es lausen, Aber wie fängt er's an? Er läßt Weislich den Pudel voran erst laufen. Nach dem Hunde namt sich's — bis diesen Tag.“

Schiller hat diese Anekdote einem Werk vom Jahre 1835 entnommen, wo sich auch die von Schiller gegebene Deutung findet. Indes hat diese Wallenstein-Lage — denn nur solche ist es — einen anderen Sinn gehabt. Sie knüpft an den verbreiteten Glauben an, daß jedes neue Bauwerk ein Menschenleben fordere. Wer ein neues Gebäude, eine neue Brücke als erster betritt, der ist nach deutschem Volksglauben dem Teufel oder einem bösen Dämon verfallen. Deshalb forderte jedes neue Bauwerk ein Opfer, das man in die Fundamente lebend einmauerte. Und zwar waren es ursprünglich Menschenopfer, besonders Kinderopfer, die auch in Deutschland noch vor einigen Jahrhunderten gebracht wurden. Der Glaube an die Notwendigkeit solcher Bauopfer, um das Bauwerk zu vollenden und dauerhaft zu machen, lebte noch im 19. Jahrhundert.

Darum aber wuzelt solcher Brauch und Glaube so unaussrotlich fest in den Menschen? Die Antwort lautet: es ist ein allgemeiner Besitz der ganzen Menschheit, ein Erbstück, aus primitiver Denkweise seit vorgeschichtlicher Zeit. Diese primitiven Grundgedanken im Menschen werden von der Kultur zwar meist verhillt, aber ganz schwinden sie niemals. Zumal Zeiten der Not und des Leidens erwecken wieder Anschauungen und Bräuche, die längst in Vergessenheit gesunken schienen. Der Weltkrieg hat es überall bewiesen.

Um das Bauopfer zu verstehen, muß man die primitive religiöse Anschauung beachten, wonach die ganze Natur — der Boden, die Gewässer, Felsen, Bäume usw. — von dämonischen Mächten bewohnt sind. Wenn der Mensch in der Natur Wanderungen vornimmt, z. B. ein Haus baut, so greift er störend in den Herrschaftsbereich eines Dämons ein. Es müssen also Maßnahmen getroffen werden, diese Dämonen zu versöhnen oder ihre Zustimmung vorher zu gewinnen. Dem ersten Zweck dienen die Bauopfer, für den zweiten dienen zahlreiche Maßnahmen bei verschiedenen Völkern, die im Chinesischen Fung-shui, der Bestimmung der Grabstätte, am höchsten ausgebildet sind.

Nach heute erfolgen die arabischen Rituale, die sie ein Zelt aufschlagen, die Sachverständigen, ob der betreffende Platz von einem Dämon bewohnt oder für menschliche Niederlassung frei ist. Das gleiche befragt das lateinische Wort für Priester „pontifex“, d. h. eigentlich „Brückenbauer“. So heißt der Priester nicht etwa deshalb, weil in älterer Zeit der Priesterstand auch über die nötigen technischen Kenntnisse verfügte. Der Bau einer Brücke ist ein Eingriff in das Herrschaftsgebiet des Stromgottes, der das Werk hindern oder schädigen wird. Hier ist es die Aufgabe des Priesters, durch magische Mittel den Dämon zu beschwichtigen. Daß der Dämon ein Opfer fordert, beweist die Tatsache, daß bei keinen Bauwerken menschliche Bauopfer so häufig finden wie bei Brücken. Als 1841 in Halle die Elisabeth-Brücke gebaut wurde, war die Furcht, daß man ein Kind in die Fundamente einmauern werde, weit verbreitet. Und daß die moderne Götterglaube-Brücke in

Winterliche Kleinstadt

Müde die Post nach Hause knarrt, Reif hängt an Rutscher Christophs Part; ein paar Gefächter an den Scheiben, und leise, leise Flocken treiben.

Ein Kramladen steht tannbekrängt, davor ein junges Auge glänzt, über alle Herrlichkeiten zage, fernsüße Lieder gleiten.

Grau fällt die Dämmerung herein, der Abendhimmel glüht wie Wein, die ersten Lichter leuchten. Dann ist ein Sternlein aufgewacht. Ein Märchen steigt vom Himmel schacht und will die Augen feuchten.

Ludwig Bäte.

Sachsen ein lebendes Kind eingemauert sei, ist ein im Volke verbreiteter Glaube. Von zahlreichen Burgen, Kirchen, Klöstern und Dörfern wird erzählt, daß der Bau erst vollendet werden konnte, nachdem ein Mensch eingemauert war. Gewiß sind das Fäulnisse; daß in ihnen aber ein wirklich geübter Brauch nachlebt, beweisen die menschlichen und tierischen Skelette, die beim Abbruch alter Bauwerke im Gemäuer gefunden sind. In einem Pfeiler des Schleswiger Doms sind 1888 die Gebeine zweier Menschen gefunden, und 1861 fand sich im Fundament eines alten Rathauses ein Kinderknochen; hier ist kaum andere Deutung als die eines Bauopfers möglich. Auch das Verbot menschlicher Opfer seitens der christlichen Kirche und die kirchliche Forderung: „Nimm als Grundstein einen Eschabock oder einen Stier“ weisen auf die Tatsache menschlicher Bauopfer hin. In der Tat haben denn Tiere das Menschenopfer abgelöst. Wir finden Pferde, Kinder, Schafe, Ziegen, Kafen, Hunde und Kröten als Bauopfer. Und wenn in einem sächsischen Ort noch vor wenigen Jahrzehnten Eier in die Fundamente eingemauert wurden, so sind sie als ein Ersatz des Huhnes zu verstehen.

Menschliche Bauopfer aber können wir in vorgeschichtlicher Zeit schon überall auf der Erde feststellen. Ueberall waren die Funde bei den Grabungen in Tell el Mutesellin und Gezer in Palästina, wo sich im Mauermwerk eingebaute Tonkrüge mit Kinderknochen fanden. Danach ist wohl die Stelle 1. Könige 16, 34 von menschlichen Bauopfern zu verstehen. Ob wir in Funden aus der europäischen Steinzeit Zeugnisse für Bauopfer sehen dürfen, mag dahingestellt bleiben. Dem Altertum ist das Bauopfer durchaus bekannt gewesen; noch unter Trajan wird ein solches beim Aufbau von Antiochia in Syrien berichtet. Zahlreiche Zeugnisse für Bauopfer haben wir aus Indien, Siam, Japan, Südamerika und Afrika.

Die Entwicklung anderer Anschauungen hat dann Ersatzformen für das Bauopfer geschaffen. Von ihm zu trennen ist die Bestattung von Verstorbenen im Boden, auf dem das Haus steht. Hier wirkt der Glaube, daß der Verstorbene als Schutzgeist des Hauses ihm verbunden bleibt. Die Bauopfer haben ursprünglich den Sinn eines Opfers, durch das ein Dämon befähigt werden soll, in dessen Bereich das Werk des Menschen eingreift. Noch in junger geschichtlicher Zeit dienten Kinder als Bauopfer, für die man eine Geldsumme als Ersatz gab. Wie beim Opfer überhaupt trat dann auch hier an die Stelle des Menschenopfers das Tieropfer und das Einmauern von Dingen,

die in irgendeiner Beziehung zu lebenden Wesen stehen. Die letzte, noch heute gebräuchliche Form des Bauopfers ist das Einmauern von Geldstücken, wie es etwa im Schluffstein von Denkmälern eingelegt wird.

Westfälische Bauernhochzeit

Von Reinhold Berger-Münster.

Unter den deutschen Völkern nimmt die Provinz Westfalen eine ganz eigenartige Stellung ein und übt seit alten Zeiten einen seltsamen Reiz auf Gemüt und Phantasie aus. Es liegt auch heute noch etwas Urganisches, sozusagen in der Landschaft als auch im Volke. Ernst und melancholisch ist das Westfalenland, enthält Sumpf und Moor, Heide und Wälder, aber auch weit ausgebreitete, goldene Kornfelder, prächtige Weiden und schöne, reiche Bauerngehöfte.

Etwas Knorriges, Festes, Frisches ist in dem echten Westfalen, und dennoch verbindet sich hiermit eine träumerische Gefühlsweichheit, Schwung der Empfindung und Schwärmerei. Wie überall, so hält auch hier der Bauernstand an dem Alten, Ueberlieferungen fest. Erst und tief ist er auch Sitte und Religion auf. Es ist daher erklärlich, daß bei so ernsten, tiefschalen Menschen sich auch das Familienleben fest und innig gestaltet. Hochzeit und Kindtaufe begeht der Westfale mit der üblichen Feierlichkeit. Die Hochzeit aber wird nicht nur ihm, sondern auch der ganzen Gemeinde zum schönsten Fest. Da bricht die Fröhlichkeit, die im Grunde jedes Westfalen gemütes wohnt, wie Frühlingssonne durch Nebelmölkchen und leuchtet und strahlt heiter und erquickend. Der sonst so sparsame Bauer gibt jetzt mit vollen Händen. An diesem Tage sollen alle fröhlich sein: alt und jung, Hohenknecht und Tagelöhnerkind. Er fühlt sich heiter und glücklich, und alles, was er sieht, soll desgleichen sein.

Das Paar ist eingeknechtet. Die Kirche liegt wieder in der friedlichen Stille hinter den Kindern. Der Mesner verdrängt die Trauergeräte, und der Pfarrer schreitet seiner Wohnung zu. Musik tönt aber jetzt im Dorfe. Brummhock und Geige und die geschwätzige Klarinette weiseln mit der schmiedernen Trompete. Die Hochzeitgesellschaft sammelt sich zum Zuge. Voran schreitet das Brautpaar, edle „Westfälische“ Leute. Er, groß, stark, knochig, arbeitseingewöhnt, sich der Würde des Mannes durchaus bewußt, das Herz voll Liebe und das Gesicht vor Freude weid; sie, schlank, mit edlem, deutschem Frauenprofil, die Krone von Goldblättern und Moosblumen auf dem Kopfe und Scham und Sinnigkeit im Gesicht.

Jetzt ist das Haus erreicht! Die Musikanten machen halt vor der Türe, um dem Brautpaar den Vortritt in die neue Seimat zu lassen. Finken und Pfoten knallen in betäubender Lustigkeit. Die Kinder rufen und jubeln, Luch auf Luch bläst die Musik, und mit der Bürgerfestigkeit des zukünftigen Haushalters legt der Bräutigam den Fuß auf die Schwelle. Schelmisch und voll blühender Lebenslust läßt das Gesicht der schönen Brautführerin hinter der Braut, sinnvoll blüht die zweite auf die Freundin, welche jetzt das große Ziel erreicht. Der Hofmann aber mit dem heden Klugheitsluch auf dem Hut legt die Hand auf Mariens Schulter und flüstert ihr ins Ohr: „Siehst, Wädel, so könnten wir es auch haben, wenn du nur wolltest.“

Der glückliche Schwiegervater hat drei, wohl auch vier Faden übereinander angehängen zum Zeichen, daß er etwas vermag, und die Kofe in seinem Knopfloch ist noch rötter als sein freudiges Gesicht, und er setzt seinen Stock mit einem Ausdruck auf die Erde, der deutlich sagt:

„Seht, das ist mein Junge, der Große, und mein ist das Land, worauf sein Haus steht, und heute wird er sein eigener Herr und wird unser Geschlecht erhalten und unsern Namen ehren machen.“ Die Schwägermutter denkt: Mein Enkelchen wird einstmals ein gutes, fleißiges Ding werden, denn des Sohnes Angehörte ist ja ein so tüchtiges, arbeitsames Wesen.“

Der eingetragene Richter dampft sein Pfeifchen, hält militärisch Schritt, und man sieht es ihm an, daß er es ehrlich meint damit, man einen Schoppen und manche Hühnerkeule hinter seinem Unteroffiziersschnurrbart verschwinden zu lassen. Weiter hinten aber ist's fürchterlich mit Schießen, Jubeln und Hochschreien. Drei Tage dauert die Hochzeit, und was in dieser halben Woche an Weisheit, Kartoffeln und Aepfeln, Kraut, Schwein, Schaf, Ochsen und Hühnerbraten, an Bier und Brantwein verteilt wird, legt Zeugnis davon ab, daß die „Westfälinger“ Mann wie Weib und Kindelein noch dieselben Nerven und dieselbe Lebenskraft besitzen, welche einst die Römer in Schrecken gesetzt haben.

Wie entsteht ein Handatlas?

Kein Land der Erde besitzt so zahlreiche und so gute Handatlanten wie Deutschland. Mag Kriegs- und Nachkriegszeit die deutsche Industrie stark bedrängt, so hat man doch Schaffensgebiete, wo sie einst herrschte, gar verdrängt haben, der deutsche Handatlas, und als sein ältester und typischer Vertreter der hundertjährige Stielers, hat seine führende Weltstellung bewahrt. Ein Deutscher war es, der den ersten Handatlas im modernen Sinne (aus der Duisburger Kartographie von Gerhard Krieger (1812-1894), unter seinem latinisierten Namen Mercator jedem deutschen Kinde vom Schulatlas her bekannt. Nach seinem Tode wurde die deutsche Kartographie von den Niederländern und Franzosen überflügelt, und erst nach einem Jahrhundert gelang es der Nürnberger Offizin von Johann Baptist Homann (1664-1724), den deutschen Markt zurückzuerobern und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zu behaupten. Das Erbe von Nürnberg trat Gotha an, wo Adolf Stieler (1775-1858) in den Jahren 1817-1822 mit dem jungen, von Justus Perthes 1788 gegründeten Verlage den Atlas schuf, der noch heute seinen Namen trägt, immer wieder verjüngt durch die Lebensarbeit führender Kartographen, eines August Petermann, Hermann Berghaus, Carl Vogel. So ist der Stieler das Vorbild geworden für die deutschen Handatlanten, die nach ihm oder neben ihm entstanden sind; an seinem Beispiel mag die Frage beantwortet werden, die sich jedem Verleger und Benutzer eines solchen Kartenwerkes aufdrängt: „Wie entsteht der Handatlas?“

Jede Kartenzeichnung, mag es sich nun um eine Uebersichtskarte kleinsten Maßstabes oder um eine geographische Spezialkarte handeln, wie sie sich in jedem Atlas finden, soll letzten Endes auf eine Aufnahme im Gelände auf eine Vermessung im freien Felde gegründet sein. Das ist heute der oberste Grundsatz aller Kartographie. Aber das war keineswegs immer so, es hat vielmehr der mühevollen Arbeit von Jahrhunderten bedurft, ehe man ihn anwenden konnte. Alle geographische Entdeckung war zunächst Erkundung, und wo sichere Kenntnisse fehlten, bevölkerte die Phantasie die leeren Kartenflächen. Erst wenn die Erkundung durch die genaue Messung ersetzt ist, bietet sich dem Kartographen eine sichere Grundlage für seine Arbeit. Der Geodät und Topograph, der Forschungsreisende und das Vermessungsschiff sind die Hilfskräfte, die dem Kartographen das Material für seine Zeichnung beschaffen. Aus diesem Material heraus, das sich für jedes Land aus zahlreichen Karten aller Art und Güte zusammenlegt, zaubert der Kartograph das neue Länderbild auf seinen weißen Zeichenbogen. Er zeichnet ohne Apparat und Hilfsmittel: Hand und Auge, in gründlicher Lehre und langer Übung geschult, sind seine einzigen, aber um so verlässlicheren Helfer, und er zeichnet, trotzdem, wie gedruckt, denn der Karteninhalt läßt sich ja nicht in Typen setzen wie die Niederschrift eines Buches. Die Karte ist ein Bild: wie der Maler sein Gemälde muß es der Zeichner in endgültiger Form dem Übergaben, der es durch den Druck vervielfältigen soll.

Wie jedes Bildwerk läßt sich auch die Handkarte auf die mannigfaltigste Weise vervielfältigen. In jedem Falle muß zunächst eine Druckform hergestellt werden, was auf photomechanischem Wege durch Kupferstich oder in Steinzeichnung geschehen kann. Das vornehmste zugleich das beste und zweckmäßigste Verfahren ist der Kupferstich, wie er für Stielers

Handatlas angewandt wird. Es ist so alt wie einfach. Mittels Hand oder Photographie wird eine Pause der Originalzeichnung im Spiegelbild auf die glatt polierte Kupferplatte übertragen und dann der Karteninhalt mit einem einfachen Werkzeug, dem Stichel, in diese eingegraben. Man kann — und so geschah es auch in früherer Zeit — das gesamte Kartenbild: Fluß- und Wegenetz, Orts- und sonstige Kartenzeichen, Vegetation und Namen in die gleiche Platte stechen, das ergibt dann einfarbig schwarze Abzüge. Will man verschiedene Farben verwenden, wie etwa im Stielers blau für die Flüsse, schwarz für die Schrift, braun für die Berge, so muß man den Karteninhalt auf ebenso viele Kupferplatten verteilen. Das feine Korn des Kupfers gestattet die Wiedergabe der feinsten Striche, die eigenartige Technik verhindert, von einem „Meister vom Stichel“ geübt, eben ein besonderes Charakteristikum. Durch die Möglichkeit, in ausgeflossenen Stellen der Platte neues Kupfer durch galvanischen Niederlag einzulagern, erhält die Platte eine unbegrenzte Korrekturfähigkeit, ein Vorzug, der gerade für Kartendruckungen mit ihren ständigen Änderungen und Verbesserungen von unschätzbarem Werte ist.

Der Druck der Karten kann ohne weiteres von der fertig gestochenen Kupferplatte erfolgen, ja der Kupferdruck liefert die schönsten und schärfsten Abzüge. Aber als Tiefdruck erfordert er angefeuchtetes Druckpapier und Eintragung der Farben von Hand mit dem Pinsel. Das ist zeitraubend und teuer, und nicht geeignet für die Herstellung großer Auflagen. Man überträgt deshalb das Kartenbild von der Kupferplatte mittels des sogenannten Zisternendruckes auf die Platten, die den Flächendruck in der Schnellpresse ermöglichen und die Tagesleistung der Kupferdruckpresse von 150 Abzügen auf das zwanzigfache steigert. Auch der Farbeindruck kann nun in der Schnellpresse erfolgen, indem man für jede Farbe eine besondere Druckform herstellt. Der Umstand, daß man durch Ueberschneidung weniger Grundfarben eine große Anzahl verschiedener Farbtöne erzielen kann, vereinfacht den Druckvorgang so, daß auch für sehr bunte Kartenbilder eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Drucksteinen (etwa 10-12) ausreicht. Die fertigen Karten werden durch einen künstlerischen Einband zum handlichen Atlas zusammengefügt.

Ein paar statistische Angaben mögen zum Schluß die Größe der vollbrachten Leistung bezeugen. Rechnet man für die Zeichnung eines Stielerblatts durchschnittlich 15 Monate, so würde ein Kartograph an den 108 Karten des Stieler 1620 Monate oder 135 Jahre zu zeichnen haben. Stielers erster und hervorragender Mitarbeiter, Christian Gottlieb Reichard, der bereits im 57. Lebensjahre stand, als er 1815 die Arbeit am Atlas begann, hätte mithin ein Methusalem von annähernd 200 Jahren werden müssen, hätte er allein das Werk zeichnerisch bewältigen sollen. Und der schätzbare Kupferstecher hätte gar 216 Jahre den Stichel führen müssen, um diese Zeichnungen in die Platten zu übertragen. Die Sonderausgabe des Stieler erforderte 432 Kupferplatten zu je 4 kg mithin einen Block edlen Kupfers von 1728 kg oder rund 34½ Zentnern. Die zu ihrem Druck nötigen Steine aufeinander geschichtet einen Turm von 150 Meter Höhe ergeben, der dem Römer Dom nur wenig nachhinde. Darum Achtung vor den Leistungen der deutschen Kartographie!

Zwei älteste Volksreste Europas

Studie von F. L. Dunbar o. Raichreuth

Die Albanesen, deren Annäherung an Italien gegenüber süditalienischen Aspirationen viel besprochen wird, bilden ein Gegenstück zu Europa's ältesten Einwohnern: den Basken. Die Albanesen sind der einzige reinerhaltene Rest jener asiatischen Völkergruppe, der Ägypter, welche vielleicht im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung sich von den übrigen europäischen Völkern, den Italiern, Kelten, Germanen, die damals noch ungetrennt Mitteleuropa bewohnten, loslösten und aus Schließen über Mähren auf die Balkanhalbinsel abzogen. Während aber die ihnen zunächst verwandten Griechen und Mazedonen zu selbständigen Kulturvölkern entwickelten, indem sie die vom alten Orient in die Küsten Europas gewehten Reime der Kultur und Zivilisation zu selbständigem Blüten brachten, blieb der albanische Teil der Illyrier in einem Gebirgswinkel hängen und verzögerte bis zur jüngsten Vergangenheit in barbarischem Zustand. Von den Hellenen wurde sie deshalb verachtet, aber im Kampfe mit Rom erwiesen sie sich als die hartnäckigsten Gegner,

wenn auch sie schließlich der Übermacht erlagen und fast systematisch ausgerottet wurden.

Im Mittelalter und während der Neuzeit dienten ihre Söhne als Leibwache der türkischen Sultane, auch Mehmed III., der kriegerische Vorkämpfer für Ägyptens Freiheit, stützte sich auf eine Garde dieser tapferen Bergjähne. Dabei jedoch herrschten noch heute Faulheit, Blutrache und die Feindseligkeit alter Hauptlingsfamilien.

Die in vordenklichen Zeiten ganz Westeuropa bewohnenden Iberer (auch ein Teil der Irländer gehört dazu) sind reinerhaltig als Basken, d. h. Bergbewohner, nur im pyrenäischen Bergwinkel erhalten geblieben (zirka eine halbe Million). Neuere Forscher, wie Professor Marr, glauben eine sprachliche Verwandtschaft mit einem der vielen noch heute in Kaukasien lebenden Stämme festgestellt zu haben. Im Altertum bestanden dort die landschaftlichen Iberien und Albanien, so daß wir dort vielleicht die Vorfahren jener uralten Volksreste benachbart finden. — So alt die Basken sind, so arm sind sie an historischer Erinnerung, den sie besitzen keine Literatur, sondern nur ein mündlich überliefertes Epos, das noch aus der Zeit des Einfalles der Römer stammt. Ihre Taten sind in alten Chroniken und in den Sagas der Pyrenäen (z. B. Andorra). Erst seit 1876 unterfuchen die Söhne des Landes eine Wehrpflicht. Andererseits sind sie kulturell noch weit zurückgeblieben, gebrauchen sie doch noch heute ihre primitiven, uralten Ochsenkarren, und statt des Pfuges schwerfällige, gabelartige Werkzeuge.

Um so merkwürdiger bleibt jedoch die Vermutung, daß einzelne baskische Fischer schon in unserer Zeit die Küsten Nordamerikas erreicht haben, wo sie sich aus dem dortigen indischen Sprachstamm das Wort Kaskajou (Kaskajou) geholt haben, während es ein Zufall ist, mag, daß ihre Sprache und Wortbildung denen indianischer Sprachen gleichen.

Weberum hat auch ein Basko, Pizarro (baschisch: der Bärige, darum bizzarr), vor vierhundert Jahren (1527) zuerst das südamerikanische Kulturreich der Inka in Peru entdeckt, das er später der Krone Spaniens eroberte, und noch heute wandern sehr viele Nachkommen des alten Volkes Europas in die „Neue Welt“. Ein solches Vorbild für den Zug nach dem Westen, den die Menschheitsgeschichte seit Jahrhunderten aufweist.

Die Lieblingspeisen der Völker

Es gibt Länder, deren gute Küche überall gepriesen wird, und es sind Länder, die in dieser Hinsicht einen schlechten Ruf haben. Aber über den Geschmack soll man nicht streiten und deshalb ist es am besten, wenn man, ohne auf die Lobreden oder Schmeltzreden für ausländische Küche zu achten, feststellt, daß schließlich jedes Land eine oder mehrere bekannte Speisen besitzt, die als „Nationalgericht“ bezeichnet werden. Ueber diese Nationalgerichte der verschiedenen Völker finden wir nun im „Allgemeinen Handelsblatt“ eine amüsante Plauderei, der wir folgenden entnehmen:

Holland ohne die winterliche Erbsensuppe? Kein richtiger Holländer würde damit zufrieden sein, ebenso wenig, wie er seinen Bauernkohl mit Wurst oder seine braunen Bohnen mit ausgedehntem Speck vermissen möchte.

Hollands Nachbarn im Osten, die Deutschen, wollen weder im Sommer noch im Winter ihren geliebten Sauerkohl mit Wurst erbrechen, die knusprigen Würstchen, die sich am besten zu einem unverfälschten Glas schäumenden deutschen Bieres schmecken! Gibt es in Belgien eine nationale Kost? Ja, gewiß, Muscheln, gekocht oder sonstwie zubereitet, finden reichen Beifall, aber auch Schnitten. Sie werden auf der Straße verkauft, „ein Cent eine Gabel voll“.

Frankreichs Reputation auf dem Gebiet der Kochkunst braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Dieses Land hat einen guten Ruf zu wahren und tut das ohne allzu viel Mühe. Das sprichwörtliche „Huhn im Topf“, das König Heinrich jedem seiner Bauern gönnte, bildet durchaus kein Hauptgericht im französischen Nationalmenü. Hier nehmen einen bevorzugten Platz ein; wie man Eier verwendet und bereitet, dafür haben Frankreichs Küche im Laufe der Jahre einige hundert Rezepte zusammengetragen verfaßt! Im Süden des Landes sind spezialisiert man sich auf cassoulet, ein Gericht, in dem Gans, Wurst, magerer Schinken, weiße Bohnen und verschiedene Kräuter die wichtigsten Bestandteile bilden. Aber um es ungezweifelt zu verzeihen, muß man einen gewissen Vorzug besitzen.

Nach südlicher, in Spanien, im Land der Zwiebel und des Knoblauchs, versteht man aus-



Freilegung des Breslauer „Häuses von den alten Ba“



Die neue belgische 500 Francnote.

gezeichnet die Kunst, Salat zu mengen und anzumachen. Große und kleine Gurken, echte spanische Zwiebel und Tomaten werden Schicht auf Schicht, in einen Salatnapf gelegt und auf dem Eis gekühlt. Bevor das Gericht auf dem Tisch erscheint, ergänzt man das Gemüse noch mit gekochten Eiern und Pfeffer und dann kommen Pfeffer, Essig und Delikatessen.

Italien? Da versteht sich von selbst, daß man Parmisch, Makaroni und Spagetti nennen muß. Davon und von Käsegerichten sowie Tomaten leben drei Viertel der Bevölkerung. Wer hat nie vom Pilaf gehört, Grieche n Land's Lieblingsspeise? In modernen westeuropäischen Restaurants fehlt der Pilaf gewöhnlich nicht auf der Speisekarte, aber meistens werden die Liebhaber dieser mirdilichmachhaften Speise schmer enttäuscht, denn man setzt ihnen einen Topf vor, in dem sich ein Gemisch von Kalbs- und Hühnerfleisch mit Reis befindet. Der echte unverfälschte Pilaf besteht jedoch aus Schaffelreis, Reis, Röhre, Zwiebeln, Lorbeer, Kräutern und Gewürzen spielen dabei keine geringe Rolle! Aber nur ein mirdilich griechischer Koch kann den echten Pilaf bereiten.

Von Griechenland nach den britischen Inseln ist ein ebenso großer Sprung wie von Pilaf nach pork pie. Die Engländer sind vor allem auf ihre soliden Fleischpasteten, den meisten Yorkshire-Pudding zu Schinkenfleisch, ihre Bratlinge zu ganz jungen gebratenen Hühnern und ihre gemürzte Sauce zur Vamesskeule.

Amerika legt nicht solchen Wert auf umfangreiche Mahlzeiten. Oft spielt im Leben des Durchschnittsamerikaners eine große Rolle: er steht mit ihm auf und geht mit ihm zu Bett. Zum Frühstück konsumiert er Grape-Nuts, Pfannkuchen und Aepfel, zum Nachtmahl Apfelmilch oder Obstsalat.

Die drei Wunder

Von Romy Tomiska-Wien.

In dem Bagar der arabischen Stadt Kairawan sehen drei Kaufleute aus verschiedenen Gegenden des Landes beisammen und unterhalten sich beim Margileh über die Wunderkräfte ihrer ehrwürdigen heimatischen Jmams.

„Hakem al Kabaz, unser Imam“, so begann der erste, „hat einmal ein großes Wunder getan. Er ging am Ufer des Tigris spazieren, da sah er einen Mann, der ins Wasser gefallen war und in Todesnot um Hilfe schrie. Viele Menschen waren Zeuge, aber da keiner ein Boot hatte und keiner schwimmen konnte, so konnte auch keiner helfen. Auch Hakem al Kabaz konnte nicht schwimmen. Da tat er ein inbrünstiges Gebet zu Allah — gepriesen sei sein Name! — und der gab ihm die Kraft, den Unglücklichen zu retten. Hakem al Kabaz schrie den Waffern zu: „Wasser hin — Wasser her!“ und die Wasser teilten sich, und der Mann konnte sich retten.“

„Das ist wohl ein großes Wunder“, sagte der zweite Kaufmann. „Aber unser Imam Raffar Barillah hat ein mindestens ebenso großes vollbracht. Wie er einmal über Land mußte in der Nacht, sieht er ein helles Licht, und als er näher kommt, ist es ein brennendes Haus. Oben am Fenster steht ein Kind und schreit, und unten stehen die Eltern und schreien, und keiner kann retten! Da erhob Raffar Barillah seine Seele im Gebet zu Allah — gelobt sei er! — und der gab ihm die Kraft zum Wunder. Feuer hin — Feuer her!“ schrie Raffar Barillah den

Flammen zu, und die Flammen teilten sich, und die Eltern konnten ihr Kind retten!“

Der dritte Kaufmann nickte anerkennend. „Das sind zwei schöne Wunder“, sagte er, und die beiden anderen nickten: die wird sein Imam schmerlich überbieten können.“

„Doch Abu Tabak, unser Imam“, fuhr der dritte fort, „hat ein mindestens so schönes getan. Er tritt eines Tages durch die Wüste, und es ging ihm das Wasser aus. Seine Kehle brannte wie Feuer. Da begegnete ihm ein Ungläubiger und bot ihm Wein an. Natürlich zum Lohn, denn er mußte ja, daß Muhammad — gepriesen sei sein Name! — uns den Wein verboten hat. Da betete Abu Tabak aus ganzer Seele um die Kraft, in dieser Not das Rechte zu tun. Und Allah — gekenedet alle seinen Namen! — erhörte ihn. Abu Tabak schrie: „Muhammad hin — Muhammad her!“ und trank den Wein!“

„Doch Abu Tabak, unser Imam“, fuhr der dritte fort, „hat ein mindestens so schönes getan. Er tritt eines Tages durch die Wüste, und es ging ihm das Wasser aus. Seine Kehle brannte wie Feuer. Da begegnete ihm ein Ungläubiger und bot ihm Wein an. Natürlich zum Lohn, denn er mußte ja, daß Muhammad — gepriesen sei sein Name! — uns den Wein verboten hat. Da betete Abu Tabak aus ganzer Seele um die Kraft, in dieser Not das Rechte zu tun. Und Allah — gekenedet alle seinen Namen! — erhörte ihn. Abu Tabak schrie: „Muhammad hin — Muhammad her!“ und trank den Wein!“

Das tote Seluan

Von Hans Bethege.

Wir fuhren von Kairo nach dem Schmelzbad Seluan hinaus, eine halbe Stunde mit der Bahn nach Süden, immer auf dem Rande der Wüste. Links schimmert das Mokattam-Gebirge bläulich in der Sonne, man sieht in seinen steilen Gang hineingetriebene Höhlen, aus denen die alten Ägypter die Steine für die Pyramiden brachen. Auch heute sind hier noch Steinbrüche im Gange, aber die modernen Ägypter machen es sich bequemer und bauen die Steine von außen ab. Die Arbeiter der Pyramiden drangen tief in das Innere des Gebirges ein, um zum besten Material zu gelangen.

Seluan ist eine künstliche Oase mit trockenem Wüstenklima, eine laue Schmelzquelle von großer Heilwirkung dringt aus der Erde, wir setzen sie in einem Brunnenhaus. Das Bad ist vorzüglich eingerichtet, aber es liegt heute verödet da. Es wurde vor dem Kriege von Russen und Deutschen besucht, der Krieg hat Seluan zugrunde gerichtet. Früher gab es hier vornehme Geschäfte, mondäne Bars, Kitz und Rennen, das alles ist zu Ende, Seluan ist tot. Wir fuhren zum Nil hinab, hart am Ufer liegt ein hübsches Café San G'annani, mit einer Terrasse. Wir nahmen den Tee, der Nil lag breit und harmlos vor uns. Die hohen, schaumköpfigen Kanoten über die weite Fläche, es kam ein Wind aus dem Delta. Drüben liegt die eble grüne Landschaft von Memphis, palmenbestanden, Ramele mogen am Ufer entlang der Horizont ist heroisch gegliedert durch die erhabenen Ornamente der Pyramiden von Dahschur, Sakhara und Gize.

Ein paar junge Französinen mit ihren Freunden saßen vor und kommen auf die Terrasse, um gleichfalls Tee zu trinken. Die hübscheste wirft einen flüchtigen Blick über die Ballustrade. „Ah, — voilà les pyramides, c'est joli, oignons!“ sagt sie, und damit ist das Thema dieses schönen Ausblickes beendet. Man setzt sich, man trinkt, trinkt Tee, man holt die silbernen Puderbüschel hervor und betupft sich die niedlichen Gaminengesichter, man tänzelt, man scherzt, kurz man genießt das Dasein auf eine völlig unbeschwerte, lebensmüde oberflächliche Art. Ja in der lachenden heiteren Sphäre an den Augenblick sind diese französischen Mädchen unüberwindlich.

Die Rückfahrt nach Seluan bezauernb. Die Sonne ging orange rot hinter Memphis unter, die fünftausendjährigen Pyramiden stachen mit ihrem schwarzen in die Luge, der Mokattam

hing das Licht des Sonnenuntergangs auf, er leuchtete hinter seinen mit tiefen, violetten Schatteln. Die Luft war gläsern, sie ließ alles Gegenständliche scharf hervortreten, die Abhänge in den Gängen standen übertrieben körperlich in dieser gläsernen Atmosphäre, man traute ihnen nicht, man hatte das Gefühl, daß es nicht Bäume wären, sondern Nachbildungen von Bäumen aus Erz.

Eine neue arktische Forschungsreise

Auf Veranlassung des skandinavischen Institutes für zusammenfassende Kulturforschung soll eine nordische Expedition nach der entlegenen russischen Halbinsel Kola ausgerüstet werden, deren Reisezug von Professor Fridtjof Nansen im einzelnen entworfen wird. Kola liegt zwischen dem Weißen Meer und dem Bismeer und besteht aus einer Hochfläche von 9000 Quadratkilometer Umfang. Dort liegt als Stadt gleichen Namens der Hauptort des russischen Lapplandes mit kleinem Hafen. Seine Bewohner leben fast ausschließlich von Jagd und Fischfang. Die Forschungsreise dient vornehmlich der Aufgabe, die Bevölkerung dieses Gebiets einer eingehenden menschen- und sprachkundlichen Untersuchung zu unterziehen und daneben gewisse Erkenntnisse von den früheren Lebensbedingungen und -gewohnheiten dieser Lappen zu gewinnen. Die Fahrt soll von zwei Abteilungen unternommen werden, von denen die erste voraussichtlich im Februar 1928 von Ostfinnmarken ausgehen wird, während die andere erst im Sommer folgen soll, um die Ergebnisse der vorhergegangenen nach Möglichkeit auszubauen und zu vervollständigen. Jede dieser Gruppen wird von 10 bis 12 Wissenschaftlern begleitet werden; darunter befinden sich die Professoren A. B. Brügger, Konrad Nielsen, und Konrad Schreiner. — Professor Nansen hat bereits Verhandlungen mit der russischen Regierung zwecks Erlangung einer Einreiseerlaubnis für die betreffenden Fachteilnehmer eingeleitet. Außerdem ist von der amerikanischen Stiftung „Laura Spelman Rockefeller Memorial“ ein wesentlicher Betrag für die Durchführung dieses Unternehmens bereitgestellt worden, so daß es so gut wie gesichert ist.

Islands Goldminen

Bekanntlich wurden vor einigen Jahren in Middelal (Island) zwischen Kephjark und Thingvellir namenswerte Goldfunde gemacht. Anfangs suchten norwegische Unternehmer aus den Middelalminen Gold zu gewinnen und hoben zu diesem Zweck ein paar Stollen im Fundgebiet aus, aber bald darauf wurden die gesamten Grabungen unterbrochen. Inzwischen hatte sich ein deutsch-holländisches Konsortium die Eigentumsrechte aller Landstreifen im Middelal, die es erlangen konnte, verschafft und versuchte nun im Laufe des letzten Sommers eine systematische Ausbeutung der traglichen Middelalminen vorzunehmen. Unter Leitung von Professor Reilbach und Ingenieur Wierig wurden 7 Minengänge bis zu einer Tiefe von 100 Meter vorgetrieben, Vorarbeiten, die sich als recht kostspielig erwiesen. Doch ist nach Ansicht von Professor Reilbach der Goldreichtum der Middelalminen groß genug, um trotz der hohen Unkosten noch erhebliche Reingewinne aus diesem Unternehmen zu erzielen. Nach vorsichtiger Berechnung wird die Menge des goldhaltigen Quarzes in diesem Gebiet auf ungefähr 80 000 Tonnen geschätzt, während andere Angaben sogar die doppelte Summe nennen.

Da die Gewinnung des Goldes aus den Quarzadern bisher mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, hat es nicht an Stimmen gefehlt, die die Rentabilität dieser Minen überhaupt in Zweifel zogen. Immerhin dürften diese Bedenken angesichts der bisher erzielten Ergebnisse kaum aufrecht erhalten werden können. Dagegen wird deutscherseits betont, daß eine weitere Ausbeute der Middelalminen nicht bei den jetzigen hohen Arbeitslöhnen, die in Island bestehen, gewinnbringend werden kann, da sie teilweise 50 Prozent über den deutschen Löhnen liegen.

Entscheidend für den Fortgang des gesamten Unternehmens im Frühjahr wird es sein, ob entweder die Löhne dementsprechend verringert werden können, oder die Gesellschaft die Konzeption erhält, deutsche Arbeitskräfte hinüber zu schaffen. Bisher hat sich die isländische Regierung dagegen geäußert, ausländischen Arbeitern die Einwanderungserlaubnis in größerem Umfange zu erteilen.